



# LEKTÜR BISSSEN



## **Ein Literatur-Gastro-Projekt von**

**Anne-Kathrin Heier, Katrin Zimmermann,  
Florian Kessler und Thomas Klupp  
Universität Hildesheim, Studiengang  
«Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus»**

**Birgit Grünbacher und René Lampart,  
Gasthaus Pinte, Schötz**

**Christoph Schwyzer, Journalist, Basel**

**Schang Meier, Theatermacher und Schauspieler,  
Huttwil**

**Kulturverein Träff Schötz**

**Idee und Konzept «Lektürbissen»: Kulturverein Träff Schötz  
Unkorrigierte Fassungen, Vorabdruck, «99-Prozent-Versionen», 10. Mai 2003.  
Sämtliche Texte sind urheberrechtlich geschützt.**

# Rührei

Wenn dich etwas bedrückt, hat Mama von klein auf zu mir gesagt, mußt Du es nur immer erzählen, und dann machen wir es wieder gut. Also habe ich immer alles erzählt, weil meistens war es dann gut, sogar zum Besten war es dann für mich, nur einmal, da war es nicht zum Besten, und das war, als mir das Lachen verging und mir die Rühreier nicht mehr schmeckten.

In der zweiten Klasse war das, und Mama hat erst gar nicht gewußt, warum mir das Lachen vergangen war, sie hat nicht einmal bemerkt, daß mir überhaupt das Lachen vergangen war, aber gelacht habe ich ohnehin nicht immer, in der zweiten Klasse noch viel weniger, und natürlich ist sie durch die Eier darauf gekommen. Die Eier habe ich jedesmal gegessen, mit Leidenschaft habe ich Rührei gegessen, immer verlangte ich nach Rührei mit Speck und Zwiebeln und kräftig gewürzt, wenngleich es mir gar nicht so sehr auf den Geschmack ankam. Ich wollte die Eier nur im Mund spüren, sie zwischen Zunge und Gaumen zerpressen, bis der Eierbrei seitlich an der Zunge vorbei rutschte und in den Rachen tropfte. Und schlucken wollte ich sie, schlucken ohne zu kauen, den heißen Brei in den Schlund rinnen fühlen, davon konnte ich nicht genug bekommen. Mein Gott, sagte Mama zuweilen am Mittagstisch, ich habe einen rühreisüchtigen Sohn, ja, sagte ich und aß mehr Rührei als meine Eltern zusammen; niemand, den ich kannte, aß so viel Rührei wie ich, und wenn Mama sagte, nimm eine Scheibe Brot dazu, lachte ich bloß. Ich will kein Brot, sagte ich, das Brot machte das Erlebnis kaputt, das Brot ließ sich nicht am Gaumen zerpressen, vor allem die Rinde nicht, ich hasse Brot, sagte ich und aß Rührei pur.

Und dann aß ich es nicht mehr. Aber Liebling, fragte Mama, was ist denn los, warum willst du denn deine Eier nicht essen? Weil sie mir nicht mehr schmecken, sagte ich erst, weil es mir weh tut, sagte ich dann, und schließlich erzählte ich alles. Ich erzählte ihr von Fuchs und Pöll und den anderen aus der Klasse, die zur Eierclique gehörten, auch hier ging es um Eier, wenngleich in erweitertem Sinn. Um meine eigenen Eier ging es, die mir in der Schule immer heiß gemacht wurden, seit es die Eier gab, so nannten Fuchs und Pöll ihre Clique, zu der ich nicht



**Thomas Klupp.** Geboren am 14.04.1977 in Erlangen. Leistete Zivildienst in einem Heim für körperbehinderte Studenten, studierte Publizistik und Theaterwissenschaft in Berlin, seit Herbst 2001 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift BELLA triste.



**Katrin Zimmermann.** Geboren am 18.3.1980 in Basel. Abgebrochenes Studium der Psychologie, Rechtswissenschaften und Betriebswirtschaftslehre, Praktikum an einem Kinder- und Jugendtheater in Berlin, längerer Aufenthalt im Kanton Graubünden, wo sie als Kellnerin arbeitete. Studiert seit Herbst 2001 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim.

Ihr Text zum Apéro (hergerichtet von Trüff Schötz) liegt erst an der Lesung in Schötz vor.

gehörte. Die Eierclique kannte viele Rezepte, Spiegeleier und Omelett und faule Eier, aber bei mir machten sie immer Rührei, sie wußten, daß das mein Leibgericht war, das habe ich in Pölls Poeseialbum geschrieben. Rührei ging ganz leicht, erzählte ich Mama, zwei hielten mich fest, und Pöll und Fuchs schoben ihre Hände links und rechts zwischen meine Beine und rieben sie fest aneinander. So fest rieben sie, daß kaum noch ein Abstand zwischen ihren Händen war, daß sich ihre Hände beinahe berührten und manchmal tatsächlich berührten, nämlich wenn sie schneller rieben, und dazwischen waren die Eier oder so nannten sie die zwei unscheinbaren Kugeln, über die ich bis dahin wenig gewußt hatte. Vielmehr, als daß sie höllisch weh tun konnten, lernte ich auch nicht darüber, aber das lernte ich gründlich, vor allem gegen Ende hin wurde es mir beigebracht, nämlich wenn Pöll und Fuchs noch ein wenig fester rieben. Jetzt machen wir sie heiß, sagten sie, wobei mir rot und schwarz vor Augen wurde, heiß außerdem, und wenn es röter und schwärzer nicht mehr ging, konnte ich Mamas Rührei auf der Zunge schmecken. Es kam von tief unten hoch, noch unterhalb des Magens, ein stechender Schwall voll Hitze und Fett und zuviel Salz, alles dampfte in meinem Mund, und die Eier wurden mir zuwider.

Das ist ja entsetzlich, sagte Mama, als ich ihr alles erzählte, aber jetzt, sagte sie, machen wir es wieder gut. Mama kaufte mir einen Unterleibsschutz, ein kanadisches Modell aus Hartplastik und innen gefüttert, und daß es dann nicht wieder gut wurde, geschweige denn zum Besten, lag nur hintergründig an dem Schutz, vordergründig half er mir sehr. Statt den Eiern wurden Fuchs und Pölls Hände heiß und rot, so heiß und rot wurden sie, daß sie immer mit dem Reiben aufhören mußten, weil sie sich sonst die Handflächen verbrannten. Gibt's ja gar nicht, sagte Pöll, hab ich noch nie erlebt, sagte Fuchs, und nur aus Neugierde versuchten sie noch manchmal Rührei mit mir zu machen. Weil ich den Schutz aber weiterhin trug, gaben sie es bald auf, wohingegen ich nicht aufhörte den Schutz zu tragen, der Schutz war mir sehr ans Herz gewachsen, in dem Schutz konnte ich mir beinahe vorstellen, wieder Rührei zu essen, weswegen ich den Schutz nicht mehr nur in der Schule anlegte, sondern auch zu den Mahlzei-

ten. Später trug ich den Schutz auch zum Schlafen, sehr geborgen lag ich in meinem Bett, und weil ich untenrum gefüttert und warm war, mußte ich an Küken in gelben Eiern denken, da wollte ich doch kein Rührei mehr essen. So behaglich war es, als ich im Bett lag und an die Küken dachte, daß ich den Schutz überhaupt nicht mehr ausziehen wollte, und schließlich behielt ich ihn immer an, sogar zum Duschen. Mir kam auch das Lachen zurück in dieser Zeit, und wenn Mama fragte, wie es mir in der Schule gehe, sagte ich, gut geht es, zum Besten, und trommelte mit den Fingern auf kanadisches Hartplastik. Eine ganze Weile trommelte ich darauf herum, fünf, sechs Wochen vielleicht, bis der Schutz wegkam, was sich eines Nachts als sehr dringend herausstellte. Eine schreckliche Nacht war das für mich, alle Küken sind gestorben, und das Behagliche hat ausgesprochen seine Vorzeichen gewechselt. Anstatt mich geborgen zu fühlen, hat es unter dem Schutz zu Jucken angefangen, erst zu Jucken und dann zu Brennen, und zwar in einer Weise, als seien Fuchs und Pöll wieder am Rühreimachen, nur kochten sie diesmal tausendhändig, und außerdem kochten sie innen. Ein stechender Schwall voll Hitze und Fett und zuviel Salz ist mir in den Mund geschossen, nichts wollte ich mehr, als den Schutz wegreißen, nur habe ich so gezittert, daß es mir nicht möglich war. Mama, habe ich geschrien, hilf mir, und sie hat auch geholfen, ganz rasch hat sie mich von dem Schutz befreit, und dann hat sie gesagt, oh mein Gott, und wie ich selbst hingeschaut habe, wo vorher der Schutz war, habe ich auch gesagt, oh mein Gott. Rot war alles und furchtbar dick und naß außerdem, weichgekocht, dachte ich, und Mama fragte, wie lange trägst du den Schutz schon. Als ich sagte, seit September, und jetzt war November, wurde Mama beinahe ohnmächtig, keine Luft seit September, hat sie geschrien, nur manchmal, habe ich gesagt, woraufhin sie sagte, sei froh, wenn es nicht zum Schlimmsten wird. Das hat sie nicht näher erläutert, aber das Schlimmste habe ich mir selbst vorstellen können. Als würde alles zu Eigelb zerlaufen, so habe ich es mir vorgestellt, und obwohl es dann nicht so kam, sondern nur immerzu gejuckt hat, ein, zwei Monate lang, habe ich trotzdem kein Rührei mehr essen mögen, ob mit Zwiebeln und Speck war ganz egal, die Eier hatte es mir gründlich verleidet.



Lektür-  
bissen

# Die Suppe, die Leute und die kleinen grossen Städte

## 1 An einem Montag nach der Suppe

An einem Montag aß er Suppe. Danach ist er um den Block gejoggt. Erschöpft stemmte er sich gegen die Häuserwand und wunderte sich, weil die Mauer seinen Händen plötzlich nachgab und ein Stück nach hinten rutschte. Der Läufer wiederholte die Bewegung und wieder glitt das Haus um ein paar Zentimeter nach hinten. Da fing er Feuer und drückte so fest es ging und das Haus bewegte sich immer weiter und immer schneller, bis es auf der anderen Seite vom bereits Wellen schlagenden Rasenstück aufgehalten wurde. Der Mann fragte einen Spaziergänger, ob er ihm behilflich wäre. Der Spaziergänger krepelte seine Hemdsärmel hoch und half dem Läufer, das Haus über das aufgerollte Rasenstück zu schieben. Weitere kamen hinzu, um zu helfen, darunter auch Bewohner des Hauses.

Am nächsten Tag waren die Zeitungen voll davon.

## 2 Die Bestellung

Ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren.

Er sitzt seit einer Stunde hinter mir. Wir sind die einzigen Gäste in einem Café in der Mitte des Stadtparks. Im Himmel rasen die Wolken an der Sonne vorbei. Hell-dunkel, hell-dunkel. Die meisten Leute liegen noch in ihren Betten und halten das Rauschen und Fensterklappern vermutlich für die Geräuschkulisse ihrer Träume im Halbschlaf. Ich sitze seit einer Stunde hier, ebenso der Mann in meinem Rücken, der sich ohne Unterbrechung über die Speisekarte beugt. Neben ihm steht ein Bier, ein großes Helles. Die Schaumkrone ist längst verschwunden, er hat das Bier nicht angerührt. Immer wieder drehe ich mich um, und immer wieder sehe ich den Mann, wie er seine Ellenbogen auf den Holztisch stützt, das Gesicht in beiden Händen mit angestrengtem Blick auf die Karte. Er bemerkt mich nicht, selbst dann nicht, als die Abstände, in denen ich mich zu ihm umwende, immer kürzer werden. Irgendwann beginnt eine Kinderschar, auf der Wiese vor den Cafétischen Fußball zu spielen. Gelbe Buddeleimer markieren das Feld. Das Rauschen der Bäume oder das geräuschvolle Rasen der Wolken vermischt sich mit Jubelschreien der Kinder. Als ich den letzten Schluck des inzwischen kalten Kaffees getrunken habe, stehe ich auf und ge-



**Anne-Kathrin Heier.** Geboren 1978, wuchs sie in Neumünster (Schleswig Holstein), der Schweiz (Kanton Glarus) und Bayreuth (Bayern) auf. Nach dem Abitur studierte sie in Hildesheim Kulturwissenschaften und wechselte nach zwei Semestern in den ersten Jahrgang des neuen Studiengangs Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus. Erste Veröffentlichungen in den Literaturzeitschriften *Büchner* (Frankfurt) und *BELLAtriste* (Hildesheim). Neben dem Schreiben ist Musik für sie das Wichtigste.

he ein paar Schritte über den Kies, bis ich vor dem Mann stehe. Mein Schatten fällt auf die Speisekarte, über die er sich noch immer beugt. Ich setze mich. Im Hintergrund Kindergeschrei. Tor!, und das Rauschen der Bäume, die mit riesigen Luftballen zusammenstoßen. Ich sitze ihm direkt gegenüber, diesem Mann, dessen waches Gemüt auf den Handflächen liegt und sich in die eingeschweißte Karte vertieft. Ich räuspere mich, richte meine Haltung etwas auf, klopf einmal leicht auf den Tisch und frage mit fester Stimme "Haben Sie gewählt?".

Eine Suppe, sagt er, mit Spargel und einem Schälchen Kräuter und nun verdunkelt er sich wieder, der Himmel. Die Kinder sitzen erschöpft unter einem Baum und lassen sich Butterbrote auswickeln. Ich gehe, öffne die Tür, betrete den Innenraum des Cafés und gebe die Bestellung weiter, bevor ich mich auf den Weg mache. Nach Hause.

## 3 Meer-Salz

Der Junge spricht mit sich selbst, während seine Beine über dem Meer baumeln. Das Geländer des Hafensteigs ist hoch genug. Seine Haare berühren die Eisenkante. Die Finger wischen über das kiesige Holz, dann liegen ein paar Steine in den Handflächen. Immer dann, wenn er nichts sagt, wenn ihm die Worte ausgehen, die er an sich selbst richtet, dann wirft er einzeln die Kiesel ins Wasser. Es sind blubbernde Geräusche, die entstehen mit der Berührung von Stein auf Wasser. Er ahmt sie nach, die Geräusche mit dem Mund. Auf den Lippen des blubbernden Mundes liegt fein verteilt Salz. Das Meer hat es aufgetragen mit böigen Pinseln, damit er weiß, wo er sich befindet. Wenn er spricht, dann klingt es, als lese er sich etwas vor aus einem Buch, das niemand sieht von außen. Vielleicht ein Schauspieler oder krank, von außen.

Das alles gleicht einer Wasserpfütze, auf die ein Farbtupfer gerät, als das

Selbstgespräch des Jungen abbricht mit einer gezischten Aufwärtsbewegung. Er stößt sich den Kopf am Geländer, lässt die restlichen Kieselsteine fallen und rennt, das feucht gewordene Salz auf den Lippen, dorthin, von wo er gekommen war.

#### 4 Rahmhaut

Der Mann stellte sich auf eine Bank und besah sich die Sache von oben. Er wohnte in einem stadtbekanntem Loft für Leute von der Straße. Gleich daneben, im Alleepark, waren Bänke angeordnet, symmetrisch zwischen jedem zweiten Baum. Er hatte, seit er die Nächte im Loft verbrachte, für die Tage die dritte Bank von der Nordseite gewählt. Öffnete er die Augen am Morgen, lachte er den Himmel, wenn der regnete, an, weil er alleine sein würde, auf seiner Bank im Alleepark. Mit voranschreitender Zeit im Loft verbrachte er nicht mehr nur Stunden, sondern ganze Tage im Stehen, auf er Bank im Park. Von Morgengrauen an bis zur Dämmerung am Abend.

Etwas, das nicht geboren wurde, sondern irgendwann einfach so ist wie es ist. Man gewöhnt sich an den Zustand des Mannes aus dem Loft, der steht auf einer Bank, um sich die Sache von oben zu besehen. Dann ist etwas so normal, normal und nicht anders denkbar also, wie es eben ist. Der Mann, im Stand auf der Bank, den man am Ende seiner Zeit im Loft in der Abenddämmerung abholt und in sein Matratzenbett bringt.

Nach seinem Ableben sitzen auf seiner Bank wieder andere Leute und Generationen, die Rücken an der Lehne aus Holz, die flachen, zeitweise ganglosen Gesichter in den Himmel gestreckt, bei Sonne im Sommer mit rahmiger Haut. Im Sitzen, wo er noch gestanden hat, vor ein paar Monaten, um sich die Sache von oben zu besehen.

#### 5 Das Hellgrüne

Auf der Straße am Rand stand an einem Sonntag ein schwarzes Auto. Das Kind mochte drei Jahre alt sein, nicht älter. Es wollte die Suppe nicht essen, weil es die Farbe nicht mochte. Die Suppe war hellgrün. Man hat dem Kind erlaubt, die Tafel zu verlassen. Aber nur kurz, nur eine halbe Stunde, weil

es dann etwas anderes gäbe, etwas Nicht-hellgrünes. Das Kind von drei Jahren war aufgesprungen vom Tisch und hinaus gerannt auf die Straße, an deren Rand das schwarze Auto stand. Das Kind rannte von der einen auf die andere Seite, spielte Verfangen mit Insekten und war außer Atem nach einiger Zeit, aus lauter Rennerei. Dann setzte es sich gegenüber des schwarzen Autos, die Knie angezogen und den Kopf aufgelegt. Die Augen blickten sich erholend von der Anstrengung um und entdeckten die Glasscherbe, balancierend über zwei Gullirillen. So nahm es die Scherbe, erhob sich, die Füße schreitend in Richtung des schwarzen Autos am Rande der Straße. Vorsicht in den Gang legte die heimliche Idee im Kopf des Kindes, die langsam größer wurde und die sich umsetzte in die Tat, als das Kind, das keine Suppe mochte in hellgrüner Farbe, Häuser und Pferde in den schwarzen Lack ritzte. Nur zwanzig Minuten, weil es dann etwas Nicht-hellgrünes gab und dann stand das Kind am Tisch, mit einer Scherbe in der Hand und einem goldgelben Strahlen im Gesicht.

#### 6 Der Suppenlöffel

Ich habe das Gehen des Mannes nicht bemerkt. Während der ganzen Zeit habe ich ihn beobachtet. Mein Blick hielt ihn fest, als ich von meinem Kaffee nippte. Ich ließ ihn nicht aus den Augen, als sich Mensentrauben durch die Klapptür pressten. Eine erneute Bestellung hinderte mich nicht daran, ihn zu fixieren. Die Kellnerin kam, aber ich sah ihr nicht in die Augen, weil es der alte Mann war, den ich sehen musste.

Der alte Mann in der Fensterecke der Kneipe, mit dem Hefebier auf seinem Tisch.

Der alte Mann ohne Haare.

Der alte Mann unter der Wandlampe.

Das Bier ist noch halb voll gewesen. Sein Mantel lag noch über der Lehne des Stuhles an seiner Seite. Die Zigarette war noch nicht zu Ende geraucht. Und dann ein unkontrollierter Moment. Nur eine Sekunde. Eine ausreichende Sekunde. Ein kleiner Suppenlöffel, der klirrend zu Boden fällt. Der Löffel. Aufsteigende Röte. Der alte Mann, verschwunden. Ich habe es nicht bemerkt. Er ist einfach gegangen.

#### 7 Die Regenrinne

Gegenüber wäscht einer seine Regenrinne. Erst das Rohr, dann die Rinne. Bevor er beginnt, am frühen Morgen, schleppt er einen klirrenden Eimer vor die Haustür, neben der sich das Abflussrohr in den Himmel streckt. Den Besen greift er ganz hinten am Holzstiel und putzt im Groben das Rohr von oben nach unten. Den unteren Teil des Rohres vernachlässigt er, da muss er sich nicht strecken und fängt gleich an mit der Schrubberei im Kleinen. Neben ihm hat er einen Schmel aufgestellt. Auf den steigt er und kümmert sich um den Dreck unterm Dachfirst. Dann die Leiter. Er steigt hinauf, steht auf der obersten Stufe mit dem klirrenden Eimer, aus dem er eine Suppenkelle zieht und damit beginnt, die Regenrinne auszulöffeln. Alles in den Eimer, bis der Boden bedeckt ist mit am Anfang ausgelöffeltem Niederschlagsruß und am Ende ausgekratzt Insektenleiche. Die Treppe hinauf, geschöpft und gekratzt, die Treppe hinunter, ein Schritt weiter und wieder von vorn. Während er löffelt, liegen seine Arme links und rechts gespreizt auf der Regenrinne und das sieht so genüßlich aus, dass man sich nicht wundern müsste über eine Prise Salz, die er dem Gericht hinzufügt oder über seine Zunge, die bei Verlassen der Leiter unmerklich über seine satten Lippen fährt. Nach einem Tag ist die Regenrinne sauber. Woche für Woche.



Lektür-  
bissen

# Der Fotograf

Lektür-  
bissen

Als der Fotograf mir den Teller mit der Schweinehaxe schenkte,

ihn mir nach den Fototaschen, der Kühlbox und den beiden Anglerstühlen von der Ladefläche herunterreichte und dabei in die Knie ging um mir ins Gesicht blicken zu können, mir zu gratulieren, mein Dankeschön, mein Gute Idee, mein Warum denn gerade eine Schweinehaxe abzuwarten und so sanft und halb zu lächeln als habe heute er und nicht ich Geburtstag und als hätte ich ihm einen Teller mit einer in Fettpapier eingewickelten Schweinehaxe geschenkt und nicht er mir einen und als seien Schweinehaxen bewährte und übliche Geschenke, Geschenke, die man sich gerade unter Fotografen mache, bei Außenaufnahmen, morgens, draußen in den Feldern,

musste ich an das Wochenende vor dem Bewerbungsgespräch denken, an jenes stille Wochenende voller Schneeregen und Tee und Spaziergängen um den Block herum,

an jenes Wochenende, an dem ich Judith ein Buch geschenkt habe, keine Schweinehaxe, ein Buch, ich hatte es in der Ramschkiste eines Antiquariats gefunden, es hieß Warum es das Jahr 2000 nicht geben wird und war 1999 erschienen, auf dem Einband war ein glatzköpfiger Anzugträger abgebildet, der stirnrunzelnd ein Kalenderblatt betrachtete, auf dem in roten Ziffern die Zahl 2000 stand,

Für dich, sagte ich damals, und dann sagte ich, und ich sagte es, weil Judith nichts sagte, sondern nur blass und still saß und das Geschenkpapier knüllte und mit weiten Augen durch die Haarsträhnen hindurch auf den Bucheinband hinunter blickte, Ich kann dir ja vorne eine Widmung reinschreiben, wie man das macht beim Bücherschenken, damit du mich nicht vergisst, aber guck, das Schönste am Buch ist gar nicht der Titel, obwohl er jetzt, solange nach Neujahr 2000, nicht schlecht ist, das Schönste, Interessanteste, ist das Bild auf dem Umschlag, was für eine furchtbar schlechte Idee, ich hätte das ganz anders gemacht, Zweifel und Sorge und Panik kann man doch nicht einfach mit Sorgenfalten auf der Stirn und einer Krawatte darstellen, das muss anders gemacht werden, versteckter, heimlicher, wie hättest du das gemacht,



**Florian Kessler.** Wurde 1981 in Heidelberg geboren und lebte in Köln, Lübeck, Atlanta/USA, wieder Heidelberg und schließlich während des Zivildienstes in Hamburg. Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus studiert er seit Herbst 2002. Florian Kessler kann überhaupt nicht kochen, spricht aber gerne vom Essen.

Judith, sag, wie du das gemacht hättest und ich sage dir meine Idee, und ich griff ihr Kinn und schob es nach oben, meinen Augen entgegen, bekam ihren Blick aber nicht zu fassen und ließ bald wieder los,

Der Sommer 2000, sagte sie später leise und abgewandt, War unser schönster Sommer,

und am nächsten Morgen ging ich zum Bewerbungsgespräch und am Dienstag fuhren der Fotograf und ich zum ersten Mal in die Felder hinaus und seitdem arbeiten wir zusammen und dies, wie der Fotograf sagt, zwar nicht erfolgreich, aber konsequent,

denn dem Fotografen geht es nicht um Erfolg, Erfolg, hat er einmal gesagt, Ist, wenn man es wirklich bedenkt, als Fotograf unmöglich, man kann ja, hat er gesagt, Einen Moment gar nicht völlig dokumentieren, ihn einfangen, und dass, hat er gesagt und zu Boden geblickt, Ist der Wahnsinn jedes Fotografen, das er versucht, einen ganz persönlichen Augenblick einzu-

fangen und ihn öffentlich sichtbar zu machen, obwohl ihm früher oder später bewusst wird, dass das gar nicht gelingen kann, dass es unmöglich ist,

aber schon damals ist mir durch den Kopf gegangen, wie viel größer dann wohl erst der Wahnsinn des Assistenten eines Fotografen sein muss, wie merkwürdig es ist, jemanden zu unterstützen der nur scheitern kann und dadurch ebenfalls scheitern zu müssen und zwar letztlich in mehrfacher Hinsicht,

doch darüber haben der Fotograf und ich nie gesprochen,

überhaupt spricht man beim Fotografieren wenig, selbst wenn, wie in unserem Fall, Zeit und Gelegenheit genug vorhanden wären, denn uns stört ja niemand, wir sind ja immer alleine dort draußen in den Feldern vor der Stadt, alleine und beschäftigt mit unseren Aufnahmen, unseren weitwinkligen Außenaufnahmen, genau bedachten und geplanten Außenaufnahmen, die wir nun schon so lange versuchen und verwerfen und anders ausrichten und neu versuchen,

diesen Aufnahmen, von denen ich Judith nun schon seit Monaten nichts mehr erzähle,

und auf denen nichts zu sehen sein darf außer bloßem Feld und scharfem Waldrand, auf denen aber, wie der Fotograf sagt, auch er selbst und sein Älterwerden zu sehen sind, und das nicht nur weil wir nun schon so lange daran arbeiten, sondern auch aus anderen Gründen, aus Gründen, über die der Fotograf nur knapp und unwillig spricht und die, wenn ich richtig verstehe, ebenfalls damit zu tun haben, dass man als Fotograf höchstens konsequent, aber niemals erfolgreich sein kann,

Gründen, die mich an dem Morgen, an dem der Fotograf mir den Teller mit der Schweinehaxe schenkte, wenig interessierten, Er hat, dachte ich, Mir etwas geschenkt, der Fotograf hat mir etwas geschenkt, und dabei machen doch solche Männer wie er, solche, die altern und das wissen und darüber unsicher und verletzlich werden und sich keine Blöbe mehr zu leisten können glauben, kaum noch Geschenke, machen sie nicht und bekommen sie auch nicht, als wäre das vorbei,

und übrigens habe ich mir damals, in der Zeit nach jenem besagten Wochenende, während meiner ersten Arbeitstage, auf ähnliche Art und Weise vorgenommen, Judith nichts mehr zu schenken und von ihr nichts mehr zu erwarten, aber das hat nicht lange vorgehalten,

so wie meine Gedanken an das Geburtstagsgeschenk des Fotografen sich dann eines Tages, eben an meinem Geburtstag, erledigt hatten, er schenkte mir eine Schweinehaxe, Dankeschön, sagte ich, und Gute Idee und Warum denn gerade eine Schweinehaxe, aber der Fotograf lächelte nur und drehte sich und kramte in der Kiste nach Schrauben für das Stativ, Warum eine Schweinehaxe, fragte ich, bückte mich und stellte den Teller mit der in Fettpapier eingewickelten Haxe vorsichtig neben die Kühlbox ins zähe graue Gras,

warm war sie nicht mehr, die Schweinehaxe, ich fragte mich, wie alt sie wohl sein mochte,

und schaute von ihr zum Fotografen und zurück, der Fotograf räusperte sich und kletterte von der Ladefläche herunter, mit der Fußspitze stupste er den Teller an und wog die Schrauben in seiner Hand,

Gleich fangen wir an, sagte er, Und du musst noch die Datenbögen holen, ich weiß nicht, wo du sie hingetan hast, aber erst, damit du mich nicht den ganzen Tag quälst, erzähle ich dir die Geschichte von der Haxe, die Geschichte von meinem Geschenk an dich,

Nun, am Wochenende war ich im Kunstverein, da ist eine Fotoausstellung, über die ersten Fotos und wer die gemacht hat und warum, es sind natürlich überhaupt keine Originale da, zu kostbar, und das macht das Ganze merkwürdig, fand ich, eines von den ganz frühen Fotos ist von einem Engländer, William Talbot heißt er, um 1850, glaube ich, er hat einen Tisch fotografiert auf dem ein Essen angerichtet ist, in der Mitte des Tisches steht ein Teller mit einer einzelnen Schweinehaxe darauf, vor allem hat er Tisch und Teller fotografiert um die Lichtverhältnisse auszuprobieren, mich hat das nicht sehr interessiert, das ist zu lange her, es ist vorbei, aber jedenfalls war am Freitag die Ausstellungseröffnung, eine Eröffnung mit Reden und dem ganzen Rest, und später hat dann jemand Klavier gespielt und eine schöne schwarzhaarige Frau hat dazu getanzt, ganz eigenartig, und zwar hat die Frau das Foto von Talbot interpretiert, sie hat es vertanzt, und deswegen ist sie auf einem Tisch gestanden, mit einem Teller in der Hand auf dem eine einzelne Schweinehaxe lag, genau dein Teller

und deine Haxe hier, sie hat mit dem Teller getanzt wie mit einem Mann, es hat mir gefallen, ich hatte die Handkamera dabei und habe Fotos von ihr gemacht, Hochformate, um den Tisch auch noch draufzukriegen,

er schob die Schrauben in die Brusttasche und sah mich an, Und wie kommt die Haxe jetzt hierher, fragte ich,

Nach dem Tanz bin ich gegangen, sagte er, Es war schon spät, auf dem Parkplatz, als ich ins Auto steigen wollte, ist mir die schwarzhaarige Frau hinterhergekommen, sie ist gerannt und war sehr aufgeregt, sie hat gesagt, dass sie gesehen hat wie ich sie beim Tanzen fotografiert habe und dass sie das nicht will und dass man sie nicht beim Tanzen fotografieren darf, wieso, habe ich zu ihr gesagt, und dass ich Fotograf bin und immer fotografiere und dass ihr Tanz mir gefallen hat, besser als die Fotos in der Ausstellung, nein, hat sie gesagt, ich will nicht beim Tanzen fotografiert werden, bitte, geben Sie mir den Film aus dem Fotoapparat, aber dass habe ich nicht gewollt, das war ja mein Film, jedenfalls haben wir geredet und geredet und irgendwann habe ich gesagt, dass ich dann auch etwas haben möchte, eine Gegenleistung,

der Fotograf schluckte und ich stellte mir die Gegenleistung vor, stellte mir das Gesicht einer Frau mit schwarzem Haar vor, wie es sich widerstrebend und zornig den blassen Lippen des Fotografen näherte, wie der Fotograf eckig und bitter ihren Körper griff und an seinen presste, dort auf dem Parkplatz des Kunstvereins,

Gegenleistung, habe ich gesagt, fuhr der Fotograf fort, Ich will den Teller mit der Haxe haben, gib mir die Haxe, dann kann ich auch ohne Foto etwas von deinem Tanz mit nach Hause nehmen, du kriegst den Film und ich kriege die Haxe, das ist nur gerecht, die Frau hat gezögert und überlegt, sie war sich nicht sicher, aber irgendwann hat sie ja gesagt, einverstanden, du kriegst den Teller mit der Schweinehaxe und ich den Film mit den Fotos, und dann sind wir zusammen zurück in den Kunstverein gegangen und sie hat mir die Haxe gegeben und ich habe den Film aus der Kamera genommen und ihr dagelassen und bin mit dem Teller in der Hand hinausgegangen und nach Hause gefahren,

Aber, sagte ich, Wenn du diese Haxe als Erinnerung wolltest, als Erinnerung an ihren Tanz, wieso schenkst du sie dann mir zum Geburtstag, und außerdem verstehe ich nicht was du mit ihr wolltest, wolltest du sie essen, wie alt ist sie denn überhaupt, die Haxe, essen tue ich sie bestimmt nicht,

doch dachte ich etwas anderes,

ich dachte nämlich an die schwarzhaarige Tänzerin, daran, warum sie die Fotos dem Fotografen nicht hatte überlassen wollen und was sie wohl mit ihnen getan hatte als sie alleine war, ob sie den Film weggeworfen hatte oder nicht,

so wie Judith einmal unsere Urlaubsfotos zerrissen hat, Warum hast du das getan, habe ich sie damals gefragt, Das kannst du doch nicht einfach so tun, das waren doch unsere Fotos, das war unser Urlaub, unser Sommer, aber Judith hat bloß gelacht und wie im Spaß gesagt, dass es, weil ich ja immerzu fotografiert hätte und deshalb auf fast keinem Bild zu sehen sei, ihre Fotos seien, ihre ganz allein und was sie mit sich und ihren Sachen mache gehe mich gar nichts an, und sie möge eben keine Fotos von sich, nichts sei verstümmelnder und deprimierender als die eigene Stimme auf Anrufbeantwortern oder Videoaufzeichnungen oder eben Urlaubsfotos von früher, und an unsere Zeit miteinander werde sie sich auch so erinnern, auch ohne meine Fotos,

da habe ich lachen müssen, kurz und viel zu laut,

aber vielleicht hatte die Tänzerin mit ihrem Tausch ähnliches bezweckt, hatte sich nicht verstümmeln lassen wollen durch die Augen des Fotografen, der sie schön fand,

und der jetzt die größere Kameratasche hob und mir ins Gesicht blickte, Zuhause, sagte er, Habe ich den Teller mit der Haxe wie ein Andenken auf das Kaminsims gestellt, aber das ist ja Unsinn, eine Haxe auf dem Kaminsims, und deshalb habe ich sie, als wollte ich sie essen, in den Kühlschrank gestellt, aber da stand sie nur rum und würde bald verschimmelt sein, und gegessen hätte ich sie nie, ich bin doch Vegetarier, weißt du, und da habe ich mir gedacht, dass du sie vielleicht essen willst, in der Mittagspause, vielleicht hast du ja Hunger, und dass es ein schönes Geschenk wäre, so eine Schweinehaxe aus dem Kunstverein,

Ja, sagte ich, Dankeschön, ich freue mich ja auch,

hängte mir die andere Fototasche um, blickte hinunter auf den Teller mit der Schweinehaxe, lächelte, schob mir ein Stühlchen über den rechten Arm und eines über den linken und schritt durch die klebrigen grauen Halme zum Waldrand hin, zu unseren Außenaufnahmen, morgens, draußen in den Feldern.

Lektür-  
bissen

# Dessert

(Silberhochzeit – Auszug aus einem Erzählprojekt)

Florian Weyrauch sagt, er bedauere es sehr, Margot und Karl-Heinz Fleischmann an diesem Abend brüskiert zu haben, rückblickend könne er sich gar nicht mehr erklären, was ihn da überkommen habe, immerhin seien die beiden ja die Eltern seines besten Freundes und darüber hinaus die Gastgeber der Feier gewesen. Vermutlich habe er zum Zeitpunkt ihrer Unterhaltung gegen Ende des Menüs, man habe bereits das Dessert aufgetragen und einen Digestif genommen, schon zuviel Wein intus gehabt und in seiner labilen Verfassung manches mißverstanden. Begonnen jedenfalls habe die unglückliche Szene mit der Frage Karl-Heinz Fleischmanns, was er, Weyrauch, denn eigentlich studiere. Er, Weyrauch habe sich in diesem Moment daran erinnert, daß Fleischmann genau diese Frage in eben diesem Tonfall bereits vor rund einem Jahr an ihn gerichtet hatte, und es sei ihm mit einem Mal unerträglich erschienen, in genau derselben Weise darauf zu antworten wie damals. Weil ihm aber nichts anderes eingefallen sei und ihn gleichzeitig die Gewohnheit, herrührend von unzähligen Verwandtschaftsfeiern mit den immergleichen Onkeln und Tanten und den immergleichen Fragen und Antworten, fest im Griff gehabt habe, habe er es trotzdem getan, worüber er nicht nur auf Fleischmann sondern auch auf sich selbst eine unbändige Wut entwickelt habe. Philosophie und Germanistik habe er gemurmelt, und dabei seinen Löffel tief in die Schale mit Fruchtquark gestoßen. Soso, habe Fleischmann gesagt, Philosophie und Germanistik, das sei ja hoch interessant. Teilweise, habe er nach einigem Zögern geantwortet, woraufhin Fleischmann erwidert habe, er vermisse da ein wenig die Begeisterung. Immerhin sei es doch so, daß er, Weyrauch, sich das Studium selbst ausgesucht habe, und da die Fächerwahl wohl kaum auf materiellen Überlegungen zustande gekommen sein dürfte, müßte es doch eine Entscheidung aus Begeisterung heraus gewesen. Weyrauch: Ja, ein wenig Begeisterung sei schon dabeigewesen, aber eben nicht ausschließlich. Irgendwas müsse man ja tun, so sei es doch. Vor allem aber sei die Begeisterung im Verlauf des Studiums geschwunden, er habe sich da ein anderes Bild gemacht, als es sich im Studium dann dargestellt habe. Fleischmann: Man müsse immer Kompromisse eingehen. Auch wenn er selbst damals aus beinahe purer Begei-

sterung und Überzeugung heraus Betriebswirtschaftslehre studiert habe, so sei es doch immer auch ein Kompromiß gewesen. Auch er besitze eine schöngeistige Ader, auch er habe seinen Goethe gelesen, seinen Faust, seinen... Weyrauch: Das wolle er schon glauben, nur sei der Kompromiß zuzeiten ein recht großer, er befinde sich gewissermaßen im Konflikt zwischen dem, was er machen müsse und was er tatsächlich tun wolle. Fleischmann: Und was wolle er? Weyrauch: Das müsse sich freilich noch finden. Zuweilen habe er den Eindruck, eine Neigung zum Schreiben zu besitzen.

An dieser Stelle habe sich Margot Fleischmann ins Gespräch eingemischt und mit halbvollem Mund bemerkt, daß auch sie eine Neigung zum Schreiben besitze. Weyrauch: So, das sei ja interessant. Sie: Ja, vor allem seit die Kinder aus dem Haus seien, habe sich diese Neigung bemerkbar gemacht. Sie belege sogar einen Volkshochschulkurs – Krimischreiben leichtgemacht. Weyrauch: Das sei allerdings beachtlich. Sie: Ja, im Vertrauen gesagt habe sie den Impuls zu Schreiben durch diese Rowling entdeckt. Da habe sie begriffen, daß jeder schreiben könne, wenn natürlich nicht jeder wie Rowling schreiben könne. Jeder müsse eben sein Gebiet finden, sich im schreiben finden, so formuliere ihr Kursleiter das immer. Die einen Harry Potter die anderen Krimis, was eigentlich er, Weyrauch, schreibe. Weyrauch: Er versuche sich an Texten in der Tradition des Nouveau Roman, er schreibe strukturalistisch. Sie: Aha. Natürlich habe sie eine ungefähre Vorstellung, was er damit meine, aber wenn er noch etwas deutlicher werden wolle. Weyrauch: Er schreibe Texte, in denen nicht erzählt werde, wo sich die Figuren hinter den Objekten auflösten, es schwebten ihm Texte vor, wo überhaupt keine Figuren mehr vorkämen, aber so weit sei er leider noch nicht. Sie: Aber das sei ja ganz phantastisch. Er möge sie jetzt nicht falsch verstehen, aber weswegen wolle er denn Geschichten ohne Figuren schreiben. Weyrauch: Figuren interessierten ihn nicht, Inhalt interessiere ihn nicht, er könne ebensogut über dieses Dessert hier schreiben, ja, gerade im Moment könne er sich sogar sehr gut vorstellen, minutiös dieses Dessert zu beschreiben. Sie: Aber was wolle er denn da beschreiben? Das sei doch nur Joghurt mit Äpfeln, Blätterteig, etwas Glace und noch ein paar weitere Zuta-

**Thomas Klupp.** Geboren am 14.04.1977 in Erlangen. Leistete Zivildienst in einem Heim für körperbehinderte Studenten, studierte Publizistik und Theaterwissenschaft in Berlin, seit Herbst 2001 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim. Mitherausgeber der Literaturzeitschrift BELLA triste.

ten, die sie jetzt nicht genau benennen könnte. Weyrauch: Da sehe sie doch schon den Anlaß, gerade die Leerstellen müsse der Text ausfüllen, überall gebe es Leerstellen, und dahinein müsse der Text. Immerzu. Eine Welt voller Leerstellen, ausgefüllt mit präzise Text, das mache ihn froh. Darüber hinaus wolle er sie einmal fragen, wie sie dieses Dessert denn eigentlich beschreiben würde? Margot Fleischmann: Wie er das meine? Weyrauch: Wie es ihrer Meinung nach denn schmecke, dieses Dessert, das sie schon seit einer ganzen Weile in sich hinein löftele? Sie müsse doch einen Eindruck davon haben. Margot Fleischmann habe einen Augenblick überlegt, schließlich habe sie geantwortet, cremig und fruchtig. Weyrauch habe sie bei diesen Worten ungläubig angesehen, in seine Dessertschale geblickt und sei im nächsten Moment in ein schallendes Gelächter ausgebrochen, wobei er mehrfach die Worte cremig und fruchtig wiederholt habe, immer wieder, cremig und fruchtig, bis die Worte ganz fremd in ihren Ohren geklungen hätten. Verunsichert habe sie beim nächsten Löffel festgestellt, daß sie tatsächlich nicht mehr den Eindruck hatte, es schmecke cremig und fruchtig, es hätten sich jetzt auch andere Geschmäcker, eine Unzahl an Geschmackseindrücken bemerkbar gemacht, für die sie aber keine Worte gefunden hätte. Offenbar, habe sie gedacht, sei es doch nicht so abwegig, was er da sage, wobei es ihr trotzdem recht verdreht vorgekommen sei. Ein Dessert, habe sie gefunden, sei nicht zum Beschreiben, sondern vor allem zum Essen da. Das sei der Sinn eines Desserts, man könne es gar nicht richtig beschreiben, gewissermaßen liege die Unbeschreibbarkeit im Wesen des Desserts. Sie habe diese Gedanken Weyrauch gegenüber aber nicht geäußert, sondern gesagt, daß sie Krimis schreibe, weil sie damit etwas auslösen könne. Sie schreibe Krimis, damit anderen Menschen ein kalter Schauer den Rücken hinunterlaufe. Sie stelle sich das beim Schreiben immer vor, daß Menschen die ihre Worte lesen, einen kalten Schauer verspürten. Einen ihrer Kurzkrimis habe sie



bereits in einer Fernsehzeitschrift veröffentlicht und von einer anderen Autorin dafür Lob bekommen. Sie und gleichfalls diese andere Autorin, die in anderen Fernsehzeitschriften bereits Krimis veröffentlicht habe, seien beide der Meinung, daß gerade Figuren das Wichtigste seien. Nur das Schicksal von Figuren bewirke, daß einem bei Lesen ein kalter Schauer den Rücken hinunterlaufe. Weyrauch: Es liege überhaupt nicht in seiner Absicht, daß jemanden ein Schauer über den Rücken laufe. Er wolle das die Leser seiner Texte, die im übrigen überhaupt nicht existierten, sowie die allermeisten Texte nur in seinem Kopf existierten, in völlige Apathie verfielen, er sehe es gerne, daß Menschen, die seine Texte lesen, überhaupt nicht mehr fähig wären, irgend etwas zu empfinden. Die Auslöschung eines jeglichen Gefühls sei sein Ziel. Sie: Das klinge aber gar nicht schön, beinahe bedrohlich töne das, wieso er das denn eigentlich bezwecke? Weyrauch: Völlig grundlos. Er bezwecke es übrigens auch gar nicht, er stelle es sich einfach vor, er wünsche sich Scharen apathischer Menschen, die schweigend und mit bedrückten Gesichtern in feuchten, dunklen Räumen säßen. Er wünsche sich verlassen Straßen und Gehwege unter einem tiefen, grauen Himmel, auf die feiner Sprühregen niederginge. Außerdem Tiramisu. Ob es eigentlich auch Tiramisu gebe? Nichts gegen dieses Joghurt hier, aber ihm stünde jetzt der Sinn nach etwas Schwerem, Tiramisu oder sogar eine Schwarzwälder Kirsch. Margot Fleischmann habe ihn irritiert angesehen und verneint. Sie habe an dieser Stelle entschieden, daß es besser sei, das Gespräch zu beenden, aus den Augenwinkeln jedoch habe sie Weyrauch weiterhin beobachtet. Sie habe gesehen, wie Weyrauch seinen Digestif mit einem Schluck leerte, sich immer mehr Joghurt auf seinen Teller häufte und sich in mechanischen, ungemein schnellen Bewegungen über diese zweite Portion hermachte. Zwölfmal gekaut ist halb verdaut habe, habe sie gedacht, aber nicht Joghurt, habe sie sich verbessert, niemand kaue Joghurt zwölfmal, Joghurt sei nicht zum Kauen, sondern zum Schlucken da. Dieser Weyrauch macht mich noch ganz konfus, habe sie sich dann gesagt, dieser Weyrauch ist kein Umgang für den Alex, sie habe jetzt auch aufstehen und den Platz wechseln wollen, in diesem Moment habe sich aber ihr Mann wie-

der an Weyrauch gewandt, weswegen sie sitzengeblieben sei. Zwar könne er diese Ideen auch nicht ganz nachvollziehen, habe Karl-Heinz Fleischmann zu Weyrauch gesagt, es interessiere ihn aber schon, wie er, Weyrauch, an das Schreiben herangehe. Weyrauch habe geantwortet, er setze sich zunächst einmal vor den Computer und tue nichts, er starre lediglich den Monitor an, starre mitten in das Weiß hinein und versuche zu akzeptieren, daß es vollkommen gleichgültig sei, was er schreibe. Erst danach könne er zu schreiben beginnen, manchmal und gar nicht so selten könne er aber überhaupt nicht beginnen, etwas hindere ihn, und er sitze einfach vor dem Monitor und starre immer länger in das flimmernde Weiß. Fleischmann: Wie lange denn? Weyrauch: Zuweilen ganze Abende lang. Irgendwann fahre er den Computer dann wieder herunter und habe kaum eine Taste gedrückt, manchmal schreibe er auch nur einen Satz, und dieser Satz sei dann ein Anfang, aber am nächsten Tag könne er ihn oft gar nicht mehr nachvollziehen. Fleischmann: Nun, jetzt könne er allerdings verstehen, weswegen Weyrauch bereits so lange studiere, ohne recht vorwärts gekommen zu sein. Wenn diese Bemerkung erlaubt sei, werfe er seine Zeit da zum Fenster hinaus, überhaupt sei daß das Problem; daß die Jugend nichts mehr mit ihrer Zeit anzufangen wüßten. Er habe es sich während seines Studiums einfach nicht erlauben können, stundenlang in einen Monitor oder früher, wo es Monitore noch nicht gab, einfach einen Abend lang gegen eine weiße Wand zu starren. Carpe Diem habe es damals geheißt; er solle doch lieber studieren, als diese Geschichten zu schreiben, von diesen Geschichten könne er doch nicht leben. Insgesamt habe er, Fleischmann, den Eindruck, es werde viel zu viel geschrieben, jeder schreibe heutzutage irgend etwas, bei den jungen Deutschen sei es ja geradezu eine Schande, nichts zu schreiben, wer nicht schreibe, der sei nichts wert. Aber wer solle denn das alles lesen? Könne er, Weyrauch, ihm verraten, wer das bitte schön alles lesen solle? Zumal es ja den Goethe gebe, den Faust, der müsse erst einmal gelesen werden, er, im übrigen, habe ihn gelesen, er... Weyrauch habe Fleischmann die Hand auf den Unterarm gelegt, ihn angesehen und mit ruhiger Stimme gesagt, er scheiße auf den Faust und auf die jungen Deutschen sowieso. Dabei habe er

ihm unverwandt in die Augen geblickt, und er, Fleischmann, habe in Weyrauchs Blick den weißen Monitor gesehen, in den Weyrauch nächtelang hinein starrte, der Blick habe ihn richtiggehend angegriffen, so daß er ihm schließlich ausweichen mußte. Er habe seine Augen gesenkt und in Richtung des Tischtuchs geblickt, eine weiße, von Flecken gesprenkelte Fläche, worauf die leere Glasschale mit Resten des Fruchtjoghurt gestanden habe. Eine ganze Weile habe er die Schale betrachtet, richtiggehend verloren habe er sich in der Betrachtung der Schale, und als er sich wieder davon gelöst habe, um Weyrauch eine saftige Antwort zu geben, sei der Stuhl neben ihm leer gewesen, Weyrauch war verschwunden.



Lektür-  
bissen